

und zeigt die Folgen verzärtelnder und abhärtender Erziehung an einem getrennt aufwachsenden Geschwisterpaar (vgl. Pahmeier 2013). Der knappe Rahmen situiert das konkrete Beispiel allgemein als »eine sehr einfache Geschichte« (HKG 3/2, 15), welche sich »oft ereignet haben« (ebd.) mag, deren »Ende nicht immer fürchterlich, [...] doch nie erfreulich« ist (ebd., 21).

Zwei Witwen, Großmütter, teilen sich die Erziehung ihrer beiden gemeinsamen, verwaisten Enkelkinder. Während Ludmilla ihrem Enkel Otto jeden Wunsch gewährt, ihn »vor bösen Buben bewahrt« (ebd., 17) und keine Anstrengung zumutet, versagt Crescentia ihrer Enkelin Clara manches und hält sie zu Arbeit und Bescheidenheit an. Otto gerät schlecht, beendet keine Ausbildung, trinkt, spielt, bringt schließlich eine alte Frau aus Habgier fast um und begeht nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis Selbstmord. Clara hingegen entwickelt sich zur arbeitssamen und tugendhaften Frau, heiratet glücklich, führt ein gutes Leben und gibt ihre Erfahrung an die nächste Generation weiter. Die Antagonie von Bestrafung und Belohnung umfasst auch »die beiden guten und sehr achtbaren Großmütter« (ebd., 16), die beide aus Liebe und mit besten Absichten gehandelt haben: Ludmilla fährt als jammervolle Alte »in die Grube« (ebd., 20), Crescentia stirbt »im höchsten Alter mit Lächeln« (ebd., 21) im Kreis ihrer Nachkommen. Diese Drastik lässt sich nicht allein als Ergebnis der Umstände erklären, sie ist Folge der familiär gegebenen Anlage zu »heftiger Empfindung«, deren Ausbrechen zu verhindern wäre.

Literatur

- Baumann, Gerhart: Adalbert Stifter. Dichter der *Zuversicht*. In: Lothar Stiehm (Hg.): Adalbert Stifter. Studien und Interpretationen. Heidelberg 1968, 121–138.
- Eisenmeier, Eduard: Adalbert Stifter Bibliographie. Linz 1964.
- Enzinger, Moriz: Adalbert Stifters Erzählung *Zuversicht*. In: VASILO 17 (1968), 21–32.
- John, Johannes: Einige Bemerkungen zu einem »Work in Progress«. Zum momentanen Stand der Historisch-Kritischen Ausgabe der Werke und Briefe Adalbert Stifters. In: JASILO 11 (2004), 169–178.
- Neumann, Gerhard: *Zuversicht*. Adalbert Stifters Schicksalskonzept zwischen Novellistik und Autobiographie. In: Walter Hettche u. a. (Hg.): Stifter-Studien. Tübingen 2000, 163–187.
- Pahmeier, Markus: Die Sicherheit der Obstbaumzeilen. Adalbert Stifters literarische Volksaufklärungsrezeption. Heidelberg 2014 (zu *Zwei Witwen* 102–104).
- Zimmermann, Christian von: Biographische Anthropologie. Berlin/New York 2006 (zu *Zuversicht* 54–83).

Franziska Frei Gerlach

7.3 »Die drei Schmiede ihres Schicksals«

Entstehung und Inhalt

Die Erzählung entstand in der zweiten Hälfte des Jahres 1843 und wurde im Januar 1844 in der *Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode* publiziert. Obwohl Stifter eine Publikation im vierten Band der *Studien* erwogen (an Heckenast, 17.7.1844, PRA 17, 123) und möglicherweise auch später noch einmal an eine Überarbeitung gedacht hatte (an Heckenast, 16.12.1857, PRA 19, 80), wurde der Text in keine von Stifters großen Erzählsammlungen aufgenommen. Der daraus zu erschließenden eher geringeren Wertschätzung des Textes durch den Autor entspricht die Tatsache, dass die Forschung kaum Notiz von ihm genommen hat. Das mag daran liegen, dass die Erzählung in mancher Hinsicht einen Ausnahmefall in Stifters Werk darstellt. Thematisch ähnelt sie zwar den Erzählungen um »Narren«, d. h. sozial unangepasste subjektivistische Außenseiter, ihre Heilung und Sozialisierung in den *Studien*. Ungewöhnlich ist aber schon, dass sie zu den ganz wenigen humoristisch bzw. ironisch angelegten Texten Stifters zählt (vgl. Berendes 2009, 129–149). Vor allem jedoch fällt die nachgerade tiefenpsychologische Auseinandersetzung mit dem Thema der Verdrängung und der Rolle des Unbewussten aus dem Rahmen (Begemann 2011). Es findet sich kaum Vergleichbares bei Stifter, und dieser Ansatz ist seinem späteren Figuren- und Erzählkonzept nicht mehr integrierbar.

Die Erzählung schließt thematisch an verschiedene Prätexte an. Konkret wären Ludwig Tiecks Erzählung *Schicksal*, Goethes *Lehrjahre* (I, 17) oder Carl Wilhelm Kochs Drama *Das Gespenst* zu nennen (vgl. PRA 13, XIII–XX), ganz allgemein aber auch die Konjunktur des Schicksalsdramas seit der Romantik. Der Text setzt mit einem Rahmendisput über die Echtheit und die Implikationen des wohl auf den Konsul Appius Claudius Caecus zurückgehenden Spruches »Quilibet fortunae suae faber est« (»Jeder ist seines Glückes Schmied«, HKG 3/1, 45) ein, der einen »Schalk« dazu veranlasst, eine Geschichte zu erzählen, die eine Art Probe aufs Exempel bieten soll. Erwin und Leander, zwei wohlhabende junge Leute, hegen den Plan, ihr »Schicksal« in völliger Autonomie zu schmieden und sich gegen alle »Zufälle« zu immunisieren. Den Weg dorthin sollen körperliche Abhärtung und ein praktischer Stoizismus ebnen, ein Lebensprojekt, dessen Umsetzung seinen Protagonisten ausgesprochen schrullige Züge verleiht. Während Leander in der Folge auf Reisen geht, optimiert Erwin seine Güter in

höchst effizienter, aber auch rücksichtsloser Weise. Dann aber greifen mehrere »Zufälle« ein und demonstrieren seinen Lebensplan. Sein Vorsatz, nach Texas auszuwandern, wird von der alle lebensplanerischen Vorsätze über den Haufen werfenden Einladung zu Leanders Hochzeit unterbrochen. Auf dessen Schloss wird er in einem vermeintlichen Spukzimmer einquartiert und tatsächlich nächtens von einer weißen Frau besucht, bei der es sich allerdings um die Schlafwandlerin Rosalie Fargas handelt, die sich gleichfalls als Schmiedin ihres Schicksals versteht. Da sie bei dieser unbewussten Exkursion beobachtet worden ist, droht ein Skandal, den Erwin abwenden will, tatsächlich aber noch befeuert, indem er zunehmend affektiv aus der Rolle fällt. Am Ende steht die Hochzeit der beiden notorischen Ehefeinde Erwin und Rosalie und damit die Rückkehr in die »gesellschaftliche Normalität« (Schmitt 2015, 225).

»Schicksal« und »Zufall«

Mit der Problematik des Schicksals hat sich Stifter verschiedentlich befasst, v. a. in der *Mappe* und in der Einleitung zu *Abdias* (vgl. Domandl 1974; Neugebauer 1982), und dabei eine »realistische« Umkodierung des Schicksalsbegriffs vorgenommen (Ritzer 1994, 53–57). Ausgehend vom Befund eines unbegreiflichen, dem einzelnen Menschen gegenüber völlig gleichgültigen Weltlaufs, wendet sich der Erzähler gegen zwei Konzepte von »Schicksal«: gegen das antike »Fatum«, »furchtbar letzter starrer Grund des Geschehenden« und »letzte Unvernunft des Seins«, sowie gegen die Vorstellung einer Schickung, »also ein von einer höhern Macht Gesendetes, das wir empfangen sollen«, wie es in *Abdias* heißt. An die Stelle dieser Konzepte setzt der Erzähler die hypothetische Annahme, »eine heitre Blumenkette häng[e] durch die Unendlichkeit des Alls [...] die Kette der Ursachen und Wirkungen«, die »dereinstens« vielleicht von der »Vernunft« überschaut werden könne. Dann gäbe es weder Schicksal noch »Zufall [...] sondern Folgen, kein Unglück mehr, sondern nur Verschulden« (HKG 1/5, 237 f.). Wenn das so ist, dann wird dem Individuum ein Stück Verantwortlichkeit und Autonomie zurückerstattet (vgl. ebd., 32). Ganz i. d. S. heißt es auch in Stifters *Schlußwort über die Schule* von 1849: »Kein Weltgeist, kein Dämon regiert die Welt: Was je Gutes oder Böses über die Menschen gekommen ist, haben die Menschen gemacht. Gott hat ihnen den freien Willen und die Vernunft gegeben, und hat ihr Schicksal in ihre Hand gelegt« (HKG 8/2, 176, Herv. i. O.). Ob Stif-

ters Erzählungen diese abstrakt artikulierten Vorstellungen spiegeln oder gar exemplifizieren, ist v. a. an *Abdias* intensiv diskutiert worden (s. Kap. 2.7).

Auch in den *Drei Schmiededen* impliziert das Konzept einer autonomen Gestaltung des »Schicksals«, dass dieser Begriff keine transzendente Steuerungsinstanz mehr meint, sondern nur noch den von zahllosen Faktoren beeinflussten, im Prinzip aber selbstmächtig gestaltbaren Lebensgang in einer immanenten Welt. Der Oppositionsbegriff zu »Schicksal« ist dabei »Zufall« als das Kontingente und Inkalkulable, das ohne Notwendigkeit und rationale Planung geschieht. Der Ausschluss von Kontingenz ist von den *Studien* bis zum *Nachsommer* eines der großen Projekte in Stifters Erzählwerk, bleibt aber immer prekär. Da die Ausschaltung des Zufalls zumeist nicht in der eigenen Macht steht, gilt es, subjektive Strategien gegen das zu entwickeln, was man objektiv nicht abwenden kann. Zu »Schmiededen ihres Schicksals« qualifizieren sich Erwin und Leander durch den Plan, »sich von Allem unabhängig zu machen, was zufällig sey, damit geschehen könne, was auf Erden möglich, ohne ihr inneres Glück zu berühren« (HKG 3/1, 48). Es sind zwei Strategien, die zum Ziel einer solchen Immunisierung führen sollen: zum einen ein ganzes Programm körperlicher Ertüchtigung, Abhärtung und Kasteiung, das der zeitgenössischen Diätetik nahesteht (Schmitt 2015, 212–215) und auf die strikte Kontrolle und Unterwerfung des Körpers unter den Willen zielt; zum anderen ein geistiges Katastrophenstraining, das an der antiken Stoa orientiert ist, die freilich in vielem missverstanden wird (Berendes 2009, 134–136, 140–142). Seelenruhe bei eventuell zustoßenden »Zufällen« soll – der Lehre von *apathia* und *ataraxia* folgend – durch die Eliminierung aller Bedürfnisse, Wünsche und Affekte erworben werden. Glück resultiert dann aus der Einebnung jeder subjektiven Differenz zu dem, was faktisch geschieht – ein Imperativ, der ebenso wie die keineswegs spannungsfrei dazu stehende Behauptung eines vom Menschen gestaltbaren »Schicksals« in vielen Texten Stifters vertreten wird.

Verdrängung und Unbewusstheit

Diesem Autonomieprogramm liegt in der Erzählung allerdings der Impetus einer a-sozialen Selbstermächtigung zugrunde. Auf der Textebene wird es aus zwei Perspektiven ironisch in Frage gestellt. Zum einen scheint das pseudo-stoische Kalkül selbst schon die Folge eines emotionalen Defizits zu sein. Erwin und Leander sind Waisenkinder, die niemals Liebe erfah-

ren haben und, »so roh wie die Irokesen« (HKG 3/1, 50), von Anfang an den Eindruck emotionaler Verwahrlosung machen (ebd., 46 f.). Der missverstandene Stoizismus schreibt das frühkindliche Defizit fort, und insofern wird der Entschluss zur rücksichtslosen Autonomie selbst heteronom getroffen. Zum anderen produziert er – und das ist der eigentliche Gegenstand der Erzählung – auf seiner Kehrseite erneut Heteronomie. Die gesamte emotionale Sphäre wird nicht souverän ausbalanciert, sondern unterliegt einer Verdrängung (Ritzer 1994, 62; Berendes 2009, 139, 141), die beim »zufälligen« Kontakt mit dem Gefürchteten zum Umschlag in nackte Angst führt. Unter den insgesamt schädlichen Affekten ist es charakteristischerweise besonders die Liebe, die geradezu perhorresziert wird. Affektkontrolle geht in Sexualangst, Gynophobie und Misogynie über (HKG 3/1, 48 f.), und die Ehe erscheint als der Sündenfall gegen die Autonomie schlechthin. Die verdrängte Energie wird dabei in Aggression übersetzt, wie Erwins kompromisslose Sanierung seiner Güter und sein latent erotisch konnotiertes Amerika-Projekt demonstriert, das auf agonale Naturbeherrschung und Staatsgründung zielt (ebd., 51). Dass dieses Kontroll- und Verdrängungsprogramm Unbewusstheit produziert, zeigt sich nicht nur daran, dass Erwin und Leander jede Selbstreflexivität fehlt – was ganz buchstäblich schon daraus hervorgeht, dass »sie zu Hause keinen Spiegel hatten« (ebd., 49) –, sondern auch an den immer wieder betonten blinden Stellen ihres Bewusstseins (ebd., 48, 54, 57). Insbesondere Erwin agiert bei aller rationalen Effizienz oft »ohne Bewußtsey« (ebd., 55) und scheint sich in einer Form der Wachtrance zu befinden.

Wiederkehren des Verdrängten

Im weiteren Verlauf erweist sich die Erzählung als eine Art Folgenprüfung, der das Projekt des Schicksalschmiedens unterzogen wird. In der durch Ausgrenzung, Unterdrückung und Verdrängung produzierten Unbewusstheit kehrt das Ausgeschlossene als »Zufall« wieder, und zwar bei Erwin nicht minder als bei Rosalie Fargas. Die Nacht vor der Hochzeit Leanders macht das deutlich, nicht zuletzt durch Symbolik und Raumstruktur. Eine tiefe Irritation Erwins beginnt mit Leanders Erläuterungen über die anwesenden heiratsfähigen Mädchen, auf die Erwin mit gewohnter Abwehr reagiert, die ihn aber gleichwohl heftig affizieren und bis in die Träume verfolgen. Da er sein »rothes« Zimmer (ebd., 55), offensichtlich nicht zuletzt aufgrund endogener Hitzeproduktion, für überheizt hält, öffnet

er bei vorgelegtem »innere[m] Thürriegel« (ebd., 65) das Fenster, durch das während seines Schlafs Rosalie eindringt, gleichfalls schlafend. Sowohl bei ihm wie bei ihr, die sich »keinem Zufalle, d. h. keinem Manne,« preisgeben will (ebd., 57), aber durch sein offenes Fenster »gelockt« wird (ebd., 65), erfüllt dieser somnambule Akt einen heimlichen, aber angstbesetzten Wunsch. Wie bei Erwin im Traum, so kehren auch bei Rosalie im Schlaf eben jene unbewusst gewordenen erotischen Impulse wieder, die das rationale Kontrollsystem des Wachbewusstseins ausschalten will.

Wissensgeschichtlich steht Stifter in seiner Erzählung auf der Schwelle einer »Entdeckung des Unbewussten« (vgl. Ellenberger 1985; Wegener 2005), oder vielleicht besser: seiner diskursiven Konzeptualisierung, wobei das Unbewusste aber, anders als in der Romantik, nicht als ein kollektives oder metaphysisch fundiertes, sondern als ein individualpsychologisches Unbewusstes gedacht wird, als Resultat biografischer Prozesse der Verdrängung (Begemann 2011, 14–18, 23 f.). Aus der Debatte um Schlaf, Traum und animalischen Magnetismus konnte Stifter auch die These vom Lautwerden eines Unbewussten im somnambulen Zustand übernehmen, der seinerseits häufig als erotisch grundiert galt.

Die Wiederkehr der verdrängten Wünsche ereignet sich in Stifters Erzählung im Modus des Unheimlichen und Gespenstischen. Rosalie tritt in Gestalt der »weißen Frau« (HKG 3/1, 55) auf, und auch Erwins Einsicht, dass sie keineswegs ein Gespenst sei, ändert nichts an ihrem unheimlichen Status, bleibt sie doch die Verkörperung seines unterdrückten Begehrens: »Daß es nur ein Weib sey, schloß er, aber sein Zustand war um nicht viel besser, als wenn es ein Gespenst gewesen wäre« (ebd., 61 f.). Mit dieser Konstellation und dem Spiel mit den Signifikanten »heimlich« und »unheimlich« nimmt Stifter vorweg, was später Freud in seinem 1919 erschienenen Aufsatz über *Das Unheimliche* als Manifestation einer Wiederkehr des Verdrängten ausführen wird. »Heimlich« ist in den *Drey Schmieden* ein Drang des eigenen Inneren, den man sich nicht »einzugestehen« wagt und vor sich selbst verbirgt, also verdrängt (ebd., 54). Sobald sich das Verdrängte gleichsam hinter dem Rücken des bewussten Ichs erneut meldet und an einem Äußeren festmacht, also etwa einem vermeintlichen »Zufall«, erscheint es in einer zweifachen Negation als »unheimlich« (vgl. ebd., 48, 63), weil entborgen und zugleich scheinbar nicht-eigen, damit aber erneut unkenntlich geworden. Nach der Erosion des eintrainierten Zwangscharakters durch die unbewusste nächtliche Öffnung für den ein-

dringenden Eros bricht Erwins Selbstkontrolle am folgenden Tag endgültig zusammen. Die lange unterdrückten aggressiven Impulse machen sich Luft, und mit dem Kollaps innerer Verpanzerungen ist dann der Weg in die Ehe mit Rosalie frei.

Am Ende resümiert der Erzähler das Geschehene mit den Worten: »Es mußte damals nur heimtückische Rache des Zufalls gewesen seyn, dessen Reiche sie [Rosalie] getrotzt hatte« (ebd., 75). Das freilich impliziert, dass es keinen Zufall gibt. Was einem scheinbar von außen zufällt, ist in Wahrheit das Resultat der eigenen Zurichtungen, mit denen man das Unbewusste allererst in Stellung gebracht hat. Die »Rache des Zufalls« ist die Wiederkehr des Verdrängten – und das liegt zwar nicht auf derselben Ebene, berührt sich aber doch aufs Engste mit der in *Abdias* gegen das Schicksalskonzept geltend gemachten Vorstellung einer »Kette der Ursachen und Wirkungen« (HKG 1/5, 238). Unter dieser Perspektive tritt auch der Titel der Erzählung wieder in sein volles Recht. Scheint er sich zunächst Sarkastisch gegen das »unheimlich[e] und lächerlich[e]« Unterfangen der drei Protagonisten zu richten (HKG 3/1, 48), so zeigt sich am Ende, dass Erwin und Rosalie ihr Schicksal tatsächlich selbst geschmiedet haben, und zwar indem sie sich das zubereitet haben, was Freud später die »Triebchicksale« nennen wird. Freilich vollzieht sich dieser Vorgang ungeplant und hinter dem Rücken der Subjekte. Am Ende unternehmen diese den Versuch einer Rückgewinnung relativer Autonomie durch Preisgabe hypertropher Autonomieansprüche (ebd., 75): Wenn man daran scheitert, den »Zufall« durch eine strikte Unterwerfung der eigenen Wünsche und Triebe zu entmächtigen, weil man ihn gerade damit hinterrücks wiederum heraufbeschwört, dann verspricht ein Weniger an Kontrolle, Repression und Verdrängung ein Mehr an Autonomie.

Die Literatur und das Wissen

Die Geschichte wird nach einer fruchtlosen theoretischen Debatte um den lateinischen Mottosatz von einem dezidierten Skeptiker als Exempel erzählt (Beren-des 2009, 130–134), allerdings gerade nicht als Exempel einer abstrakten Wahrheit. Die grundsätzlichen Überlegungen, die hier angestellt werden, führen nur in die Wirrnis der heterogenen Meinungen. Fragen nach »Emancipation vom Zufalle« oder »Freyheit des Willens« lassen sich mit »Psychologie, [...] Logik und Metaphysik« nicht lösen, und schon gar nicht »a priori« (HKG 3/1, 45). Angesichts der Tatsache, dass Freiheit, Schicksal und Zufall in Abhängigkeit von den je-

weiligen Lebensbedingungen der Subjekte eine spezifische Dialektik, ja eine Paradoxie entfalten können, kommt es vielmehr auf die Beschaffenheit der individuellen Fälle und ihrer Genese an, von der man *erzählen* muss. Das Exempel liefert mithin keine Lehre, sondern lenkt die Reflexion in eine neue Richtung. Diese Konsequenz hatte bereits die Einleitung zu *Brigitta* gezogen: Den »Abgrund« des Nichtwissens, an dem etwa die »Seelenkunde« steht, lüftet allenfalls »die Dichtkunst in kindlicher Unbewußtheit« (HKG 1/5, 411 f.). Der Eindruck, dass es sich bei dem Binnenerzähler der *Drey Schmiede* um einen »Schalk« handele, der die Zuhörer »am Narrenseile« führe (HKG 3/1, 46), dürfte sich nicht zuletzt genau jener Dialektik verdanken, die die Grundbegriffe der Erzählung zum Oszillieren bringt, sie zugleich demontiert und affirmiert, sie gleichermaßen als unzulänglich wie als unvermeidlich kennzeichnet, weil sie ein Orientierungswissen speichern, das den Einzelfall zu situieren erlaubt, von ihm aber immer auch überboten und in Frage gestellt wird. Das Wissen der Literatur ist derart ein reflexives Wissen vom Einzelfall, das in den abstrakten Wahrheiten nicht aufgeht und diese vielmehr subvertiert.

Literatur

- Begemann, Christian: Erkundungen im ›inneren Afrika‹. Adalbert Stifter und das Unbewusste. In: JASILO 18 (2011), 11–29.
- Berendes, Jochen: Ironie – Komik – Skepsis. Studien zum Werk Adalbert Stifters. Tübingen 2009.
- Domandl, Sepp: Die Idee des Schicksals bei Adalbert Stifter. In: VASILO 23 (1974), 81–99.
- Ellenberger, Henry F.: Die Entdeckung des Unbewußten [1970]. Zürich 1985.
- Neugebauer, Klaus: Selbstentwurf und Verhängnis. Ein Beitrag zu Adalbert Stifters Verständnis von Schicksal und Geschichte. Tübingen 1982.
- Ritzer, Monika: Zufall als Notwendigkeit. Zur Realistik des Wirklichkeitsbegriffs in Stifters *Die drei Schmiede ihres Schicksals*. In: Roland Duhamel u. a. (Hg.): Adalbert Stifters schrecklich schöne Welt. Beiträge des internationalen Kolloquiums Antwerpen 1993 (Eine Koproduktion von Germanistische Mitteilungen [Brüssel] 40 [1994] und JASILO 1 [1994]), 53–64.
- Schmitt, Christian: Glücksschmiede. Kontingenz und Selbstbestimmung bei Adalbert Stifter und Gottfried Keller. In: Christoph Pflaumbaum u. a. (Hg.): Ästhetik des Zufalls. Ordnungen des Unvorhersehbaren in Literatur und Theorie. Heidelberg 2015, 209–226.
- Wegener, Mai: Art. Unbewußt/das Unbewußte. In: Karlheinz Barck/Martin Fontius/Dieter Schlenstedt (Hg.): Ästhetische Grundbegriffe. Stuttgart/Weimar 2005, Bd. 6, 202–240.

Christian Begemann